

„Rettungsschwimmer“: Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Gottesdienst am 24.01.2010 (Letzter Sonntag nach Epiph.) in St. Martin zu Kassel im Rahmen der Reihe „Inspiriert: Theater im Gottesdienst“ über Dea Lohers Drama „Unschuld“

„Was gibt es Schöneres als einen Menschen vor dem Ertrinken zu retten“, hat Fadoul gefragt, liebe Gemeinde. Aber er kann nicht schwimmen. Er wagt sich bis an den Rand des Meeres, doch jetzt bleibt ihm nur, mit seinem Freund Elisio über die Möglichkeit zu schwadronieren, wie sie die unbekannte Frau, deren Schicksal ihnen unvermutet begegnet ist, vor dem Tod bewahren könnten. Sie wissen: Wir müssten helfen, müssten Hilfe holen. Und sie wissen zugleich: Wenn wir es täten, könnten wir selber womöglich als illegale Immigranten entdeckt werden. Ihre Flucht von Afrika nach Europa wäre umsonst gewesen. Und derweil die beiden noch darüber reden, die Frau zu retten und zugleich ihre eigene Haut, versinkt diese in den Fluten: „Wo – Wo – Wo ist sie –“; Fadoul antwortet: „Nichts.“

Damit ist intoniert, was die Dramatikerin Dea Loher in den achtzehn weiteren Stationen ihres Stückes „Unschuld“ aufgreift. Am vergangenen Samstag hatte es im Kasseler Schauspielhaus Premiere. Der Titel ist – wie das Drama selbst – äußerst vielschichtig: Nicht auf der einen Seite die Unschuldigen – und auf der anderen die Schuldigen, sauber sortiert. Sondern Unschuld und Schuld sind ineinander verwoben, ja verstrickt, wo Menschen einander begegnen, sich einander nähern oder sich einander versagen. Fadoul und Elisio haben die Frau nicht in den Tod getrieben, keineswegs, daran sind sie nicht schuld, und dennoch werden sie schuldig. So wälzt sich Elisio in Selbstvorwürfen, er „fürchtet die schlaflosen Nächte seines Gewissens“, während Fadoul sich nach Wiedergutmachung sehnt. Einige Szenen später findet er an einer Bushaltestelle eine Plastiktüte voller Geld: unvorstellbar viel Geld. „Gott ist in dieser Tüte“, sagt er. Und fährt fort: „Etwas Großes werde ich tun! Etwas werde ich schaffen, dass die Menschen nicht vergessen werden! Durch diese Tüte!“

Doch die Unschuld kommt dadurch nicht zurück. Die junge blinde Nachtclubtänzerin Absolut, deren Augenoperation er finanziert, bleibt blind.

Und all die anderen Menschen, die die Bühne betreten, sind ebenso verstrickt in ihrer Sehnsucht nach Leben und nach Liebe. Sie führen uns an den Rand unserer Gesellschaft. So wenigstens mag es uns aus dem Blick behaglicher Bürgerlichkeit vorkommen. Aber ist dieser Rand nicht längst ins Zentrum vorgedrungen? Dea Loher lässt uns mitten ins Leben schauen. Hier aber entdecken wir nichts als Kälte. Eine Kälte ist es, an der alle leiden, und die trotzdem alle in ihrem Verhalten erfasst und bestimmt. Die paradiesische Unschuld, in der sich Adam und Eva sonnen mochten, ist für immer vorbei. Das weiß schon die Bibel. Jenseits von Eden herrscht der Tod, herrscht – wie es bei Dea Loher heißt – die „Unzuverlässigkeit der Welt“.

Manchmal möchte man dreinschlagen, um sich aus dieser Ausweglosigkeit zu befreien, möchte der Hoffnungslosigkeit mit einer einzigen Explosion ein Ende machen: „Wenn ich Tankwart wäre“, sagt Frau Zucker, „dann genügte eine Zigarette, um alles in die Luft zu jagen. Das denke ich manchmal.“ Die Lebenssehnsucht kehrt sich um in Vernichtungsfantasien. Sie richten sich gegen einen selbst und gegen andere. Selbstmord und Totschlag bestimmen die Szenerie des Stückes: Ein Paar etwa sinniert vor dem Sprung aus dem Hochhaus in tief theologischer Weise über die Ewigkeit, um dann zu sagen: „Wir findens selber raus. In jedem Fall.“ Und doch, so scheint mir, spiegelt sich noch in dieser extremen Verneinung des Lebens die Vorstellung, dass die Welt eigentlich anders sein könnte. Nur sind die Personen, die sich auf der Bühne des Lebens tummeln, nicht mehr in der Lage, die schier unerträglich gewordene Schwere des Lebens auszuhalten. Nein, der hoffnungsvolle Ausweg im Märchen bleibt versperrt: „Etwas Besseres als den Tod findest du überall“, würde der lauten. Hier ist es anders: Die Personen in Dea Lohers Drama träu-

men allenfalls davon, um sich dann doch wieder gegen das Leben aufzulehnen.

Das alles spielt sich im Kasseler Theater vor einer Kulisse ab, die über und über von Kleidungsstücken behangen ist. Die Darsteller treten als Gestalten aus dieser unübersehbaren Kleidermasse heraus, agieren auf der Bühne und verschwinden wieder hinter dem Kleidervorhang. Sie verkörpern Einzelschicksale, und stehen zugleich für das Ganze unserer Welt. Wir werden austauschbar. An die neunzehn Stationen eines menschlichen Passionsweges könnten sich ungezählte weitere anschließen. Das Wasser, das die Bühne bedeckt, könnte steigen. Bis zum Hals.

Bleibt uns angesichts dieser Düsternis nur der kollektive Selbstmord? Anders gefragt: Was hält uns eigentlich am Leben – und zwar trotz aller Schuld, in die wir willentlich oder unwillentlich verwickelt und verstrickt sind? Sigmund Freud hat neben dem Todestrieb den Lebenstrieb als wesentlichen Antrieb des Menschen ausgemacht, der unser Verhalten bestimmt. Reicht der Lebenstrieb aus, um das Lebens auszuhalten? Bei Dea Loher neigt sich die Waage deutlich zu Lasten des Lebens und zugunsten des Todes. Aber eben doch nicht ausschließlich! Sonst müssten wir alle in tiefer Ohnmacht und Lethargie versinken. Dann wäre dieses Drama nur noch eine völlig pessimistische Zeitansage.

Es liegt nicht nur in der Natur eines evangelischen Predigers, dass ich selbst in der allergrößten Finsternis, die uns vor Augen tritt, nach dem Funken der Hoffnung Ausschau halte. Nein, auch Dea Loher selbst lässt ihr Stück mit einem leisen Satz enden, der, wenn wir ihn nur lange genug auf uns wirken lassen, das Gewicht des Todes auszugleichen vermag. „Wenn ihr jeder einen Wunsch frei hättet, jetzt, hier, um was würdet ihr bitten?“, fragt Absolut, die blinde Tänzerin. Elisio antwortet darauf als Letzter mit dem letzten Satz des Stückes. Und der lautet: „Ich – Ich wäre gerne ein Rettungsschwimmer.“

Dieser *eine* Satz am Ende berührt mich tief: „Ich wäre gerne ein Rettungsschwimmer.“ Nicht um die ganze Welt zu retten, sondern um das tun zu können, was unmittelbar geboten ist, wenn uns Menschen in aussichtsloser Lage begegnen: ihnen etwas Besseres zu geben, als sie dem Tod zu überlassen; Verantwortung wahrzunehmen, statt sich darauf zurückzuziehen, man könne ja doch nichts machen; einzugreifen, auch wenn man sich dadurch angreifbar macht; Liebe zu schenken, wo Beziehungslosigkeit und Einsamkeit herrschen.

Rettungsschwimmer sein – an dem Ort, wo wir leben, und mit den Kräften, die uns gegeben sind. Das wenigstens! Das würde den Schleier der grauen Hoffnungslosigkeit stärker durchreißen, als wir meinen. Würden wir es nur wollen. Würden wir nur damit anfangen! Wir würden entdecken, was möglich ist. Aber wie soll das möglich werden? Wie dazu kommen, sich nicht vom Todestrieb überwältigen zu lassen?

Spätestens hier gilt es davon zu reden, was uns als Christen den Grund zur Hoffnung und den Mut zu beherztem Handeln schenkt. Nicht im Sinne einer moralischen Schwarz-Weiß-Malerei, wonach denen, die Gott lieben, all jene Sehnsüchte, Ängste, aber auch jene Verzweiflung fremd wären und sie auf alles eine passende Auskunft geben könnten. Wer von uns wollte denn auf das erschütternde Erdbeben auf Haiti eine erschöpfende, befriedigende Antwort parat haben?

Und doch sagt Jesus uns: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ (Johannes 14,1) Das ist die Jahreslung für 2010. Der Schrecken wird nicht verdrängt oder geleugnet. Das Leid nicht beiseite geschoben oder als unwesentlich abgetan. Nein, auch unser Glaube weiß: Die Welt ist zum Erschrecken! Dea Loher beschreibt eine zutiefst biblische Einsicht. Aber es gibt Hoffnung. Nur können wir sie nicht selber erzeugen. Das klänge wie das ängstliche Pfeifen im dunklen Wald. Sie

wird uns vielmehr zuteil, wenn wir uns im Angesicht aller Schrecken in Gott hinein fliehen – uns gegen alle Vernunft, gegen allen Augenschein mit dem, was wir sind, auf ihn werfen und von ihm den Glauben zu erbitten, der in aller Erschütterung geborgen bleibt.

Um nicht missverstanden zu werden: Es wird kein unerschütterlicher Glaube sein, der uns hoffen und leben lässt. Im Gegenteil: Er ist klein und angefochten. Und trotzdem konnte Martin Luther von ihm sagen: „Der Glaube ist niemals stärker und herrlicher, als wenn die Trübsal und Anfechtung am größten ist.“ Warum das? Weil unser Glaube allein aus Gottes Güte und Zuwendung zu uns lebt und nicht mehr etwas ist, das wir unter Aufbietung all unserer Kräfte aus uns selbst heraus erzeugen müssten. Das brauchen wir nicht. Vielmehr gilt: Die eigene Ohnmacht, die eigene Hilflosigkeit bilden den leeren Raum, Gott in uns wirksam werden zu lassen. Das gibt uns den entscheidenden Lebensmut. Und das lässt uns in aller Begrenztheit und Unzulänglichkeit so eindeutig und klar sein, dass wir zu handeln anfangen und anderen eine Hilfe zum Leben werden. Absolut, Frau Habersatt, Rosa und Franz, der Chor der Überlebenden eines Amoklaufs und wie sie heißen mögen: Sie alle warten darauf!

Inmitten der Schrecken und aller Schuld macht uns der Glaube an Christus nicht zu Titanen der Unerschütterlichkeit oder zu Heroen der Tat. Nein, es genügt, wie Elisio zu sagen: „Ich wäre gerne ein Rettungsschwimmer.“ Glauben Sie mir, liebe Gemeinde: Würden wir das wirklich wollen, sähe unsere Welt anders aus! Lebendiger, liebenswerter, zuverlässiger – und voller Zukunft. So wie sie Gott will. Rettungsschwimmer – das ist es! Amen.

Und der Friede Gottes, der alles menschliche Begreifen übersteigt, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

